

SCHATTENGRENZE

THIBAUT DAELMAN

SCHATTENGRENZE

Aus dem Französischen von
Nicola Denis



Matthes & Seitz Berlin

Mein Frieden hat, soweit ich mich erinnere,
weder Lärm noch Stille.

Das erstickte Gebrüll im Zuhause meiner Kindheit
Hat sich verloren im heilsamen Getöse der Straße.
So etwas wie Ruhe.

BUCH I

Die Stadt erleuchtet, was ohne sie Nacht wäre. Weiter oben neigen sich vier Straßenlaternen über ein Rechteck aus Kunststoff, in dem ein Ball aufblitzt, alle ihm hinterher. Ohne Trikots oder Schiedsrichter kann man nur ahnen, wer ihm nachjagt und wer ihn einfordert, mit wem und gegen wen man ist. Von hier aus Schwärme rings um die Scheinwerfer, Fliegen, die aussehen wie Glühwürmchen. Innerhalb des klar umgrenzten Ortes wird grenzenlos gerannt. Man schubst und drängelt, wehrt sich, steht wieder auf, hängt die anderen ab, schießt und trifft. Ein Gruß an die imaginäre Menge. Schon führt der Ball wieder sein Eigenleben. Schon rennt man ihm nach, macht sich ihn streitig. Während die Nerven ermatten und die Regeln aufweichen, ist es für die Besiegten Zeit, von den Siegern die Niederlage zu erbitten, die sie ihnen zugestehen wie eine Gunst.

Sämtliche Hände in die Hüften gestemmt, bauen wir uns vor einem einzigen, riesigen Tor auf, wo wir aus zu großer Nähe auf einen wehr- und handschuhlosen Torwart zielen, der zum Freiwilligen bestimmt wurde. Wir schießen so, wie wir uns beschimpfen oder wie wir lachen. Ohne groß nachzudenken. Das Entscheidende spielt sich bereits jenseits des Rahmens ab, zwischen Hunderten erleuchteten

Vierecken. Jeder hat eins davon aus dem Augenwinkel im Blick. Wir müssen rechtzeitig zu Hause sein. Wir stieben in Windeseile durch die Straßen, wo der Ball aus den Händen und auf die Fahrbahn fällt. Wir holen die selbst verursachte Verspätung wieder auf. Und kommen atemlos an, um zu trinken und zu essen, was es zu trinken und zu essen gibt.



Über einer Ecke des Küchenschranks zusammengesunken, wo er in der einen Hand eine Plastikflasche und in der anderen einen Chicorée hielt, von dem er herzhaft abbiss, trank der rötliche Unbekannte, dessen Schädel an manchen Abenden in unserer Küche glänzte, aus der Flasche den dunklen Wein, nach dem er roch. Schwer schien das Licht auf ihm zu lasten. Er war klein und gedrungen. Merkwürdig.

Merkwürdig, ein Mann zu sein. Seine hochroten, dicken Wangen waren mit Stoppeln übersät. Manche wuchsen ihm kreuz und quer aus den Ohren. Haare bedeckten jedes seiner Fingerglieder. Fettiges, braunes Haar klebte rundum an seinem Schädel. Schwarze, buschige Augenbrauen senkten sich über Augen, die zu tief umschattet waren, als dass man sie hätte sehen und vielleicht auch, als dass sie selbst hätten sehen können. Seine Pupillen, die zu uns hochblickten, ohne uns anzuschauen, waren von einem unauffälligen, graugesprenkelten Grün.



Es gab *uns* und *ihn*, die wir manchmal zufällig am selben Ort unsere Nahrung einnahmen, ohne voneinander zu

wissen. Darüber thronte, mit einer Hand auf die Spüle gestützt, unsere Mutter und wurde zu einer permanenten Lärmquelle, die in der feuchten Überfüllung unserer Küche die Bedeutung eines Gedankens annahm, ein säuerlicher Sturzbach aus Worten, der in Beleidigungen, Tränen und Geschrei endete. Innerhalb kürzester Zeit weinten und schrien wir infolgedessen alle, mit vollen Mündern, grundlos, vielleicht aus Müdigkeit; und schließlich aus der Müdigkeit, die vom Weinen herrührte. Dann richtete er sich mühsam auf, verzog seufzend das Gesicht und ließ mit schweren Schritten seine leere Flasche, die Beschimpfungen meiner Mutter und das schrille, vielstimmige Getöse, das wir zusätzlich verursachten, hinter sich.

In dieser Phase der wiederkehrenden Tragödie trocknete sie ihre Tränen so wie unsere. Erneut kehrte Ruhe ein. Nach dem Essen, als wir ihr durch den schmalen Flur folgten, der von der Küche ins Badezimmer führte, sahen wir durch den Türspalt des Wohnzimmers im Dunkeln auf einem Stuhl eine massige Silhouette mit gesenktem Kopf. Auf dem Rückweg war die noch immer reglose Silhouette auch hörbar. Paarweise entfernten wir uns von einem Schnarchen, das Türen und Entfernungen nicht vollständig dämpfen konnten.



Als Kind sind Tage wie Epochen. An deren Nachmittagen stopfte meine Mutter uns mit Kuchen voll, die sie in unserer Abwesenheit gebacken hatte, und brachte unsere trägen kleinen Gehirne wieder auf Trab. Rund um den Tisch, der mit Schichten von Blättern und Heften übersät war, wachte sie allmächtig über jede Zeile und jedes Zeichen, wäh-

rend unsere Blicke auf die Minen unserer Kugelschreiber geheftet waren. Im Rahmen seiner Möglichkeiten tat jeder sein Bestes. Dieses Beste war, mehr als ein Selbstzweck, ein Mittel, der Welt und vor allem der Familie zu beweisen, dass man aus nichts etwas werden konnte. Wir arbeiteten daran, ihre Ehre wiederherzustellen. Unsere Tischrunde war die Werkstatt ihrer Revanche. Jeden Abend erkundigte sie sich nach unseren Noten. Die Ergebnisse bestimmten unseren Wert.

Arthurs Noten, die sehr gut, aber nicht ausgezeichnet waren, galten in Anbetracht seiner Gewissenhaftigkeit als mittelmäßig. Allein sein Fleiß war exemplarisch und verdiente Anerkennung. Seine Anstrengungen waren kein Beweis für seine Intelligenz. Mittelmäßig, das galt für sein ganzes Wesen. Kein Erfolg würde je diese Diagnose entkräften können. Arthur würde bestenfalls sich selbst zum Trotz Erfolg haben.

Mein Fall war das genaue Gegenteil. Sobald etwas mein Interesse weckte, waren meine Noten mühelos gut. Eine Schwäche allerdings gefährdete von vornherein meinen Werdegang. Unbeständig, zerstreut und verspielt, war ich nur gut in dem, was ich mochte. Und ich mochte nur Wörter. Vielleicht würde ich, redete sie sich ein, etwas daraus machen.

Émile, der Nachzügler, hatte keine Erwartungen zu erfüllen. Er war von Geburt an erfolgreich. Oder vielmehr von Geburt an davon befreit, erfolgreich sein zu müssen. Er wurde ein bisschen mehr geliebt als die anderen, war ein bisschen anders, unvergleichlich. Er brauchte noch nicht einmal ihre Wertschätzung. Trotzdem rührte es sie, wenn er darauf bestand, sich aus eigenem Antrieb in der Schule ins Zeug zu legen. Mit seinem emotionalen Privileg unzufrie-

den, sehnte er sich ein bisschen nach jener stolzen Unbeugsamkeit, von der sie ihm nicht das Geringste zugestand. Er hatte nur ein Recht auf das immer gleiche bedingungslose Lächeln. Seine Noten, ob gut oder schlecht, bedeuteten nichts. Sein Erfolg, der vage ermutigt oder gutgeheißen wurde, blieb nebensächlich.

César, etwa zehn Jahre älter als wir, erfüllte mit seiner Abwesenheit am Tisch die Rolle des Gegenbeispiels. Vor unserer Geburt war er der Intelligenteste von allen gewesen, bis er durch Ungehorsam, Faulheit und mangelnde Disziplin selbstverschuldet vom rechten Weg abgekommen war. Seine Schullaufbahn hatte ein frühes Ende gefunden, zusammen mit jeder Hoffnung. Seither verkörperte er ein nicht gehaltenes Versprechen, eine endgültige Enttäuschung. Seine Person wurde uns als abdriftende Boje dargestellt, in deren Nähe sich der Nebel des Scheiterns verdichtete. Jedes Aufbegehren, jeder Verstoß, jede Unverfrorenheit trug uns die Bezeichnung »César der Zweite« ein. Eine Art Verurteilung. Oder vielmehr Verdammung. Ein drohender Liebesentzug.

Edgar schließlich, auf Heften gestrandet, die für ihn immer nur Papier blieben, schwebte in weiter Entfernung von solchen Betrachtungen. Unsere Mutter mochte ihn noch so sehr zu seinen Hausaufgaben animieren, seine Augen schielten lieber ins Weite. Sie seufzte liebevoll, wenn sie ihn von allem abschweifen sah. Die Grundschullehrer, die ihn mit einem Puzzle hinten in die Klasse verbannten, hatten seine Ausbildung endgültig abgeschrieben und überließen ihn dem Analphabetentum. Über seine Schulter gebeugt, ihren Verstand an seinen geschmiegt, las sie ihm leise vor, führte, ein Ausbund an Zuwendung, seinen Finger für ihn über die Zeilen, umschloss ihn mit ihren Armen und all

ihrer Fürsorge. Von ihrem Wesen als Mutter ging eine zupackende Hartnäckigkeit aus, die ungleich beständiger war als Geduld. Bei jedem Buchstabenbalken, mit denen sie lange ganze Hefte füllten, koppelte sie eine Hand an seine. Sie suchte draußen, in einer tauben Welt, nach Strukturen, wo irgendein Psychiater, Psychologe oder Logopäde zu helfen bereit wäre. Alle gaben der Reihe nach auf, nachdem sie mit ihrem gebündelten Sachverständigenwissen versucht hatten, meine Mutter wieder zur Vernunft zu bringen.

Sie machte kehrt, nahm ihn bei der Hand und ging woanders mit ihm hin. So brachte er es, erst parallel zu uns, dann weit abgehängt, auf einen jahrelangen Rückstand, in dem sie nie den geringsten Grund zum Aufgeben sah.



Als Kind hatte unsere Mutter instinktiv gegen das vorherrschende, ewig gleiche Desinteresse gekämpft, das ihr geistig behinderter Bruder erfuhr, ein Einsatz, den man als hoffnungslos bezeichnete, während doch nur Hoffnung daraus sprach. Sie war wahrhaft menschlich darin, mit Taten die äußersten Grenzen anzufechten, in denen sich die Menschheit gefangen glaubte. Sogar unser Vater sollte später von dieser Energie profitieren, die sie in letzter Instanz für ihren Mitmenschen am Rand des Abgrunds aufbrachte. Sie gab niemanden der Verachtung der Menschheit preis. Sie umfing ihn wie ein Schutzwall.



Maman. Eine Stimme, eine Art zu sprechen, eine Wärme.
Ein riesiger Körper, umfassender als eine Welt.

Und, in Hautweite, eine Haut, unendlich viel Haut zum Spüren, Riechen und Betrachten.

Da, wohlbekannte Falten an den Armen, am Hals, und man selbst – dicht an dicht – gewiegt, in einem Kummer getröstet oder in nichts, aber getröstet, dort atmend, wo geatmet wird, wo es pocht.

Sich anschmiegen ist zueinanderfinden.



An freien Nachmittagen wurde das materielle Chaos von menschlichen Zuckungen erfasst. Zahlreiche Gäste luden sich dazu ein. Meine Mutter, die die Anwesenheit kleiner Besucher besänftigte, arbeitete daran, den Zuwachs mit Nahrung zu versorgen. Unter dem Zischen der Kellen in den Pfannen wuchs ununterbrochen ein Stapel Crêpes nach, sowie wir ihn gierig verschlangen. Unter den eifrigen Händen und Mündern bei der Annahme waren die von Kevin und Jason: zwei Nachbarsbrüder in unserem Alter, deren Vater, ein Polizist, die Erziehung einer depressiven, resignierten Mutter überließ, manchmal auch der Peitsche, mit der ihre lachenden und weinenden Körper schon früh vertraut geworden waren; ebenso mit Ausspucken oder Beschimpfen. Durch Respekt und Aufmerksamkeit erlangte meine Mutter von ihnen ein annehmbares Betragen, auf das sie sich etwas zugutehielt, wie auch auf die Freude, die ihnen ihr Umgang mit uns bereitete. Zwei Stockwerke von ihrem entfernt, war unsere Unordnung für sie harmlos, und kostbar. Pausenlos sprangen und kletterten sie auf Tische und Betten, beschimpften oder bekämpften sich, aber sie taten es ohne Provokation. Solange es die anderen nicht herausforderte, blieb ihr Randalieren laut, aber untergrün-

dig. Dass sie sich prügeln, war meiner Mutter zufolge nur eine Art, Dampf abzulassen und sich abzureagieren. Wenn sie sie bei uns sah, frohlockte sie insgeheim über unsere Erziehung.

Es klingelte, sie ging zur Tür. Abdel, der von seiner imposanten Mutter gemästet wurde wie ein eigenes Körperteil und dessen Kindheit nichts als eine anhaltende Gelegenheit zum Dickwerden war, bekam beim Atmen kaum Luft. Er war scheu, praktisch stumm, aber dennoch erpicht auf die dreidimensionale Zerstreung, die wir ihm boten, in Ablösung des Fernsehers – für seine Mutter und ihn die einzige Welt. Zunächst verstört und abwesend, kam er zunehmend gerne zu uns, wurde munter, nahm sich seinen Anteil vom Leben, von den Crêpes und vom Frohsinn.

Am anderen Tische saß Henri-Alexandre, auch er das einzige Kind einer alleinerziehenden Mutter, blond, mit blauen Augen, deren klare Pupillen jene völlige Abwesenheit von Gedanken widerspiegeln, die seine Mutter noch für Unschuld hielt. Das gerührte Mitgefühl, das er meiner Mutter einflößte, dazu das gute Einvernehmen, das sie mit der seinen verband, wies ihn uns als Freund aus. Freudig nahmen wir ihn als solchen an. Dabei spielte er nicht lieber mit uns als mit irgendjemand anders oder mit sich selbst. Es hatte demnach auch nichts Grausames, wenn er uns das Spielzeug aus den Händen nahm, ohne etwas damit anzufangen. Er wollte besitzen. Nicht lange. Er stand allem fremd gegenüber, war weder fröhlich noch das Gegenteil. Er war nur einzig.



Dann waren da noch die Flurnachbarn. Eine Familie, die bei einer Wohnung gleicher Größe aus zwei Eltern und vier Kindern unseres Alters bestand. Drei Jungen und ein Mädchen. Jeweils vor einer weit offenstehenden Tür postiert, ließen die Mütter einen permanenten Geruch nach Crêpes, Schokolade und Katzenpisse übergehen in einen anderen, ebenso permanenten nach Gewürzen, Chorba und Orangenblüte. Der Treppenabsatz war ihr Wohnzimmer. Ein Resonanzkasten, wo sie sich über uns austauschten wie über rivalisierende, opulente und gegenseitige Neugier weckende Kochkünste. Unser Kater, verdrossen darüber, der einzige Ausgestoßene dieses freien Verkehrs zu sein, nutzte die Unaufmerksamkeit, um sich durch die mütterlichen Beine von unserer Wohnung in ihre zu flüchten und damit auf der Stelle Misshandlung auszulösen, unser Gelächter und eine Verfolgungsjagd unter sämtliche Möbel, in sämtlichen Zimmern und Schränken.



Und dann waren da noch Teddy, Ibrahim und Onkel Raphaël, der Zwillingbruder unserer Mutter. Das Chaos existiert nur rückblickend. Alle fühlten sich wohl dort, sei es, weil sie es exotisch fanden, sei es, weil sie an Schlimmeres gewohnt waren. Man musste nicht dazugehören. Man löste sich darin auf.



Wir schrien wegen nichts und schwiegen wegen weniger noch. Wir lernten aus dem, was wir erfanden, kamen dem Unbekannten mit ausladenden Gesten und lauten Stimmen

zuvor. Wir erforschten das Geheimnis, spielten mit dem Wissen, verzettelten uns, probierten aus, hielten durch, unterbrachen uns, verblüfft über das plötzliche Fehlen dessen, was man noch nicht *denken* nennt. Es war der Augenblick, der uns ausspie und wieder einsaugte.

Wir wurden von Klängen überflutet. Von unseren Klängen. Ein Getöse, das nichts von sich wusste. Es lärmte, flennete, schlürfte. Umfassende Unruhe, die in den Kopf stieg, nervös und wieder ruhig machte. Das Begehren der Hand nach einem Gegenstand stockte manchmal wegen eines anderen oder wegen tausend anderer, dringender, vergessener Gegenstände. Wir ließen uns in Beschlag nehmen, von Tattendrang, von sprudelnden Ideen überwältigen. Im Treiben der Möglichkeiten waren wir nichts. Nichts, nur wir.



Obwohl es keinen Grund gegeben hätte, unseren Vater zu lieben, strebte etwas in mir danach. Es gab letzten Endes auch keinen Grund, ihn nicht zu lieben. Ihn zu lieben indes wäre ein Vergehen gewesen, ein Verrat. Wir durften nur sie lieben. Und weil sie sein Opfer war, galt es, ihn zu hassen.

Aus Solidarität taten wir also, wie uns geheißen. Unsere wachsame Miliz überschüttete denjenigen von uns, der dabei erwischt wurde, Mitgefühl für unseren Vater zu empfinden, mit Hohn. Jede Regung von Zärtlichkeit, sogar der Verdacht darauf, wurde bespöttelt. Auf frischer Tat ertappt, stritten wir mit einem Kloß im Hals alles ab wie ein Verschulden. Bis tief in unser Inneres hinein hielten wir unsere Abneigung für einen Grundsatz. Sie stellte etwas Verbindendes dar. Vor Leuten, die leicht zu beeindrucken waren, gaben wir uns gern respektlos gegenüber

der Vaterfigur und verstießen gegen jeden Anstand bis zur Beleidigung. Stolz auf unsere Kühnheit, vergaßen wir klarzustellen, dass unsere Aufsässigkeit nur vorgetäuscht war, weil sie sich an keiner Autorität stieß, noch nicht einmal an einem Vater. Meine Mutter erzog uns ohne ihn, um ihn herum. Als stummer Mittelpunkt des feindlichen, zeternden, frenetischen Reigens, den sie anführte, verzehrte er sich. Sie zelebrierte das Opfer. Die Flammen waren Vorwürfe. Ihr Lodern war unsere Kindheit.

Sie nannte ihn *fettes Schwein*. Ihre verbale Gewalt erfüllte sich in und durch uns. Ich erinnere nicht, dass wir ihn jemals Papa genannt hätten.

Die Vorstellung, dass sie im Unrecht sein könnte, war undenkbar. Nichts war im Übrigen denkbar. Als Kind denkt man nicht. Werden sie von einer Leitfigur vorgebracht, können selbst die offensichtlichsten, ja unlösbaren Widersprüche unwiderlegbar sein. Er war der Eindringling, der zu spät nach Hause kam. Seine An- und seine Abwesenheit waren die zwei Seiten seines Vergehens. Ihm wurde vorgeworfen, dass er sich nicht um uns kümmere, ihm, der wüst beschimpft worden wäre, wenn er das Wort an uns gerichtet hätte. Er versuchte es erst gar nicht und machte blicklos einen Bogen um unsere zappeligen Körper. Weder Respekt noch Aufmerksamkeit. Das alles war ausschließlich der Menschheit vorbehalten. Er hingegen verdiente nur die Verachtung, die sie ihm entgegenbringen ließ.

In einem einzigen hasste sie alle Männer. Sie hasste so sehr, dass sie darunter litt. Mit unserer Hilfe hasste sie zu mehreren. Zumindest glaubte sie das.

Dieser Kampf, den wir unter Einflussnahme führten, war nicht gegen einen Vater gerichtet, sondern gegen die unerträgliche Unmöglichkeit eines Vaters. Nicht gegen

einen anderen, sondern gegen uns selbst. Und bis tief zwischen unsere Rippen, gegen ein hartnäckiges Gefühl der Zärtlichkeit, das den Kampf überlebte, ihn immer noch überlebt.

Das pochende Herz unseres Zuhauses war der kleinste Raum, einer der überfülltesten, eine Quelle, von der Tätigkeiten, Gerüche und Feuchtigkeit ausgingen. Boden, Wände, Möbel, alles dort war klebrig, bis hin zu den mit fettigem, hartnäckigem Dampf beschlagenen Fenstern. Zwei tiefe Spülbecken wurden heimlich von einem eindrucksvollen Berg an schmutzigem Geschirr bewacht, dessen Gerölllawine die Herdplatte bedeckte. Wo Platz war, stand etwas. Wo keiner war, tropfte etwas hin. Der Kühlschrank, der außen mit Einkaufsgutscheinen, Rezepten und bunten Magneten übersät war, enthielt in seinem Inneren so viel Essen, dass einem beim Öffnen der Tür sofort alles entgegenfiel. Hätte die Glühbirne jemals funktioniert, wäre ihr Licht tief unter den Lebensmitteln begraben gewesen. Kein einziger Zentimeter blieb unbesetzt. Bis zur Decke stapelten sich die Behältnisse. Einige der hohen Schränke ringsherum waren so voll, dass niemand sich mehr traute, sie zu öffnen. Unter dem Gewicht der Dinge glitt übrigens auch keine Schublade mehr auf, wenn doch, zog sie gleich die darunterliegende mit. Jede leere Dose bot Gelegenheit für eine andere Dose, sodass es keine wirklich leeren mehr gab. Zwischen Kühlschrank und Ofen drohten senkrecht zusammengestopfte, nach eingebranntem Fett riechende Backbleche und Roste umzustürzen. Wenn einmal nichts in ihm garte, enthielt der Ofen in der Höhlung seiner dicken Sedimentschicht überschüssige Pfannen und Töpfe. Ähnlich die Mikrowelle.

Der Raum war so voll, dass es vergebens wäre, seinen Inhalt beschreiben zu wollen. Um genau zu sein, könnte man sagen, dass der Raum jeden freien Platz, jede Leere

und sämtliche Spalten verachtete. Wenn das materielle Chaos nicht von uns bevölkert wurde, die wir Schulter an Schulter an einem Tisch saßen, wo jeder sich den Platz für einen Teller selbst erobern musste, dann von dem langsamen Flug klitzekleiner Insekten, denen jener winzige Ort eine Millionenstadt war.

Meine Mutter schämte sich, bis in die verborgensten Winkel ihrer Welt hinein, mehr als für alles andere für diese Unordnung. Hin und wieder beschuldigte sie uns. Sie mochte vor den Blicken der Außenwelt geschützt sein, nicht aber vor jenem erbarmungslosen, permanenten, bis-sigen Urteil, das sie nicht als ihr eigenes erkannte. Zunehmend in die Enge getrieben und verfolgt, bewohnte sie ihre Scham.



Nach dem Abendessen erfüllte ein von Stille ergriffener Augenblick die Küche, er war für mich bestimmt. Während meine Brüder in ihre Zimmer gingen, wechselte der Raum seine Funktion und damit seine Beschaffenheit. Mit meiner Mutter allein zu sein war bereits an sich ein verstörendes Ereignis und, obgleich gewohnheitsgemäß, jedes Mal aufs Neue außergewöhnlich. Alles schien anders, angefangen bei der Zeit. Der Schlaf nötigte mir bereits ein Gähnen ab. Ich war gleichzeitig froh und widerstrebend. Ich musste etwas aus mir herausholen und der Schläfrigkeit entgegensetzen. Diese Energie wollte verdichtet, ganz und gar auf unsere Aufgabe gerichtet werden.

Nachdem sie mit dem Schwamm über den Tisch gewischt hatte, schlug meine Mutter das Heft auf, beugte sich über mich und, durch mich hindurch, über die Buchsta-

ben, die sie mir ins Ohr flüsterte. Jeder Buchstabe war ein Laut. Der Zauber lag im Vermögen der Zeichen, aus dem Gedächtnis heraus und laut ausgesprochen zu erklingen, in ihrer Verknüpfung Silben zu bilden; Silben, dann Wörter. Die gleichen wie im Leben. So begann ein rauer Vorstoß auf die andere Seite der Sprache. Auf dem Blatt enthielt die Sprache ein Vorher, eine dem Atem vorausgehende Wirklichkeit. Während ich laut die Buchstabenverknüpfungen entzifferte, war ich jedes Mal erschüttert, durchdrungen worden zu sein. Über diesen Weg – über uns, indem sie uns nutzten – glitten also die Wörter in die Luft dieser Welt. Meine Mutter war davon ebenso gerührt wie ich, sie lächelte mir zu und ermunterte mich. Und während mich die Müdigkeit endgültig übermannte, verwandelte sich meine Begeisterung von Wort zu Wort, bis hin zum Satz, in Euphorie. Wörter auszusprechen war ein geteiltes, glühendes, beschwörendes Entzücken.

Durch meine Stimme hindurch stieß ich jedes Mal auf ein unbestimmtes stummes Echo. Das Echo der Bedeutung. Doch dafür war es zu früh, und bereits zu spät. Ich konnte mich vor Müdigkeit kaum noch aufrecht halten. Eine glutrote Müdigkeit, in der es weitere Wörter gab, die sich knisternd entzogen, unendlich.

Meine Mutter ist Sprache. Sprechen ist ihr ein körperliches Bedürfnis. Von der ersten Stunde des Tages an spricht sie. Ist sie allein, ist sie es lautstark. Beim Lesen wispert sie. Ansonsten kommentiert sie ihre Handgriffe, kommentiert, was sie tut und was zu tun ist, und mittendrin kommentiert sie manchmal, was sie denkt. Verzweiflung, Vorwürfe, Selbstmord schleichen sich auf diese Weise zwischen eine Bemerkung über die Wäsche und einen Gedanken an den Ofen; und morgen auf keinen Fall vergessen, in die Apotheke zu gehen. Sie, die Apotheke, ist besser als die frühere, aber zu teuer, wie alles ... Und so weiter und so fort. Ihr Sprechen geht ihr überall voran, es folgt ihr nach. Bis in den Schlaf. Nachts, tagsüber, trotz allem. Je nach Laune ein anderer Tonfall, aufflackernd, abflauend, zerstreut, eingehend, kontinuierlich. Sie spricht eifriger, als sie atmet. Ihre Stimme ist der größte Teil von ihr.

Gebannt, keuchend und aktiv folgt ihr Körper. Sie stellt sich Fragen, die ihr Antworten sind. Und fährt fort. Sie spricht mit sich selbst, während sie mit uns spricht, während die anderen sprechen, während sie zuhört. Sie spricht mit uns bis auf den Treppenabsatz, und von dort aus, die Stimme erhebend, bis in die Stockwerke, die wir hinuntereilen. Kein Auf Wiedersehen könnte ihr Einhalt gebieten. Sie spricht bei geöffneten Türen, bei geschlossenen Türen. Dann erstickt ihre Stimme. Sie nicht. Nie. Sie spricht, wie andere schweigen. Sie spricht, ohne etwas zu sagen.



Die Übersetzerin dankt dem Deutschen Übersetzerfonds für die Unterstützung ihrer Arbeit an diesem Buch.

Dieses Buch erscheint im Rahmen des Förderprogramms des Centre National du Livre.



Zitat S. 193: Mallarmé, »Verskrise«. In: Ders.: *Sämtliche Dichtungen*. Französisch und Deutsch. München: Hanser 1992, S. 287.

Erste Auflage Berlin 2026
Copyright der deutschen Ausgabe © 2026
MSB Matthes & Seitz Berlin
Verlagsgesellschaft mbH
Großbeerenstraße 57A, 10965 Berlin, Deutschland
info@matthes-seitz-berlin.de

Copyright der Originalausgabe *L'Entroubli* © Le Tripode, 2025

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere die
Nutzung des Werks für Text- und Data-Mining
im Sinne von § 44b UrhG.

Cover: Judith Banham/Middlecott, Detroit, Michigan, USA
Satz: Monika Grucza-Nápoles, Cartagena
Herstellung: Hermann Zanier, Berlin
Druck und Bindung: Pustet, Regensburg
Printed in Germany
ISBN 978-3-7518-1086-9
eISBN 978-3-7518-1098-2
www.matthes-seitz-berlin.de